

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Yasmina Reza

Babylon

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Er steht auf der Straße, an einer Wand. In Anzug und Krawatte. Abstehende Ohren, misstrauischer Blick, kurze weiße Haare. Er ist mager, schmalschultrig. Gut sichtbar hält er eine Zeitschrift vor sich, man kann den Titel lesen, *Awake*. Die Bildunterschrift lautet: Jehova's Witness – Los Angeles. Das Foto stammt von Neunzehnhundertfünfundfünfzig. Er sah aus wie ein kleiner Junge. Er ist seit langem tot. Er zog sich anständig an, wenn er seine frommen Traktate anbot. Er war allein, erfüllt von trauriger, verbissener Hartnäckigkeit. Zu seinen Füßen ahnt man eine Aktentasche (der Griff ist zu sehen), darin die Dutzende Traktate, die niemand oder so gut wie niemand ihm abnehmen wird. Auch diese in sinnlos hoher Auflage gedruckten Schriften gemahnen an den Tod. Diese Anfälle von Optimismus – zu viele Gläser, zu viele Stühle ... –, wir besitzen viel zu viele Dinge und berauben sie gerade dadurch ihres Sinnes. Die Dinge und unsere Mühen. Die Wand, vor der er steht, ist riesenhaft. Das errät man an ihrer schweren Undurchdringlichkeit, der Größe der behauenen Steine. Sie steht sicher immer noch dort in Los Angeles. Der Rest hat sich irgendwo aufgelöst: der kleine Mann mit den spitzen Ohren im schlotternden Anzug, der sich vor die Wand gestellt hatte, um eine fromme Zeitschrift zu verteilen, sein weißes Hemd,

die dunkle Krawatte, die an den Knien durchgescheuerten Hosenbeine, seine Aktentasche, all die Hefte. Was zählt es schon, wer man ist, was man denkt, was aus einem wird? Man steht irgendwo in der Landschaft, bis zu dem Tage, an dem man nicht mehr da ist. Gestern hat es geregnet. Ich schlug mal wieder *The Americans* von Robert Frank auf. Es war irgendwo im Bücherschrank in ein Regal geklemmt. Ich schlug das Buch auf, zum ersten Mal seit vierzig Jahren wieder. Ich erinnerte mich an den Typen, der auf der Straße seine Zeitschriften darbietet. Das Foto ist körniger, blasser als in der Erinnerung. Ich wollte mir *The Americans* noch einmal ansehen, das traurigste Buch der Welt. Tote, Tankstellen, einsame Gestalten mit Cowboyhut. Beim Blättern wandern Jukeboxes vorbei, Fernseher, die Gegenstände des jungen Wohlstands. Sie stehen ebenso einsam da wie der Mann, überdimensionierte Neuankömmlinge, zu schwer, zu leicht, in unvorbereitete Räume hineingestellt. Eines schönen Morgens werden sie entfernt. Noch eine kleine Runde werden sie drehen auf dem holprigen Weg zum Schrottplatz. Man steht irgendwo in der Landschaft, bis zu dem Tage, an dem man nicht mehr da ist. Mir fiel der Scopitone ein, die Film-Jukebox im Hafen von Dieppe. Um drei Uhr früh fuhren wir mit dem 2 CV los, um das Meer zu sehen. Ich war sicher erst siebzehn und in Joseph Denner verliebt. Wir saßen zu siebt in den Wagen geklemmt, dessen Hinterteil über den Boden schrammte. Ich das einzige Mädchen. Denner am Steuer. Wir rasten nach Dieppe und

tranken Billigbier, *Valstar Rouge*. Um sechs trafen wir im Hafen ein, gingen in die erstbeste Spelunke und bestellten Picon-Bière. Im Lokal stand ein Scopitone. Unter Lachanfällen sahen wir den Sängern zu. Einmal hatte Denner *Le Boucher* von Fernand Reynaud gewählt, der Sketch und der Picon sorgten dafür, dass wir Tränen lachten. Dann fuhren wir wieder nach Hause. Wir waren jung. Wir wussten nicht, dass das unwiederbringlich war. Heute bin ich zweiundsechzig. Ich könnte nicht sagen, dass ich es verstanden hätte, ein glückliches Leben zu führen, ich könnte mir in der Stunde meines Todes keine siebzig von hundert Punkten geben wie der eine Kollege von Pierre, der gesagt hat, ach komm, sagen wir mal siebzig von hundert, ich würde eher sagen sechzig, das wirkt weniger undankbar oder anmaßend, ich würde sagen, sechzig von hundert, auch wenn das ein bisschen geschummelt wäre. Wenn ich mal unter der Erde bin, was macht das dann noch? Ob ich es verstanden habe, glücklich zu sein, ist dann allen scheißegal, und mir erst recht.

Zu meinem sechzigsten Geburtstag lud Jean-Lino Manuscrivi mich zum Pferderennen nach Auteuil ein. Wir begegneten uns immer im Treppenhaus, wir beide gingen zu Fuß hoch, ich, um eine halbwegs genießbare Figur zu behalten, er aus Platzangst. Er war schlank, nicht groß, hatte ein schmales Gesicht, eine breite, fliehende Stirn, darübergekämmt die berüchtigten Strähnen, die Glatzköpfe ka-

schieren sollen. Er trug Brille, ein klobiges Gestell, das ihn älter machte. Er wohnte im Fünften, ich im Vierten. Diese Begegnungen im Treppenhaus, das ansonsten kein Mensch benutzte, schufen zwischen uns ein gewisses Einverständnis. In manchen Neubauten liegt das unansehnliche Treppenhaus abseits und dient nur den Möbelpackern. Dann reden die Mieter von der Seitentreppe. Eine Zeit lang konnten wir uns noch nicht richtig, ich wusste nur, dass er mit elektrischen Haushaltsgeräten zu tun hatte. Er wusste, dass ich im Institut Pasteur arbeite. Meine genaue Berufsbezeichnung, Patentingenieurin, sagt keinem Menschen etwas, und ich versuche nicht mehr, es so zu erklären, dass es attraktiv klingt. Einmal haben Pierre und ich ein Glas bei ihnen oben getrunken, beide Paare zusammen. Seine Frau war eine Art New-Age-Therapeutin, früher Filialeiterin in einem Schuhgeschäft. Sie waren noch nicht lange verheiratet, also, im Vergleich zu uns. Als ich Jean-Lino am Vortage meines Geburtstags auf unserer Treppe begegnete, sagte ich, morgen werde ich sechzig. Ich schleppte mich die Treppe hoch, es rutschte mir so heraus. – Sie sind noch keine sechzig, oder, Jean-Lino? Er antwortete, bald. Ich sah, dass er gern etwas Freundliches gesagt hätte, sich aber nicht traute. Als ich den Treppenabsatz vor meiner Wohnung erreichte, sagte ich, für mich war's das, jetzt sind die Jungen dran. Da fragte er, ob ich schon mal beim Pferderennen gewesen sei. Ich verneinte. Stotternd lud er mich ein, falls ich Zeit hätte, könnte ich ihn ja morgen zur Mittagszeit in

Auteuil treffen. Als ich an der Rennbahn eintraf, saß er im Restaurant, hing an den Fensterscheiben über dem Paddock. Auf dem Tisch ein Eiskühler mit einer Champagnerflasche, daneben ausgebreitet Rennzeitungen voller Notizen, verstreute Erdnussschalen, alte Wettscheine. Ganz der Mann, der entspannt in seinem Klub Besuch empfängt, so wartete er auf mich, der absolute Kontrast zu dem Jean-Lino, den ich bisher kannte. Wir aßen dann irgendwas Fettes, von ihm ausgesucht. Bei jedem Rennen geriet er schier außer sich, stand halb auf, brüllend, an der gereckten Gabel bebten triefende Lauchstückchen. Alle fünf Minuten ging er hinaus, eine halbe Zigarette rauchen, und kam mit einer neuen Wettmethode zurück. Ich hatte ihn noch nie so überschäumend energisch, ja freudig erlebt. Wir setzten unbedeutende Summen auf Pferde mit verkanntem Potential. Er *spürte* sie, er hatte seine höchstpersönlichen Überzeugungen. Er gewann ein klein wenig, vielleicht den Gegenwert des Champagners (wir tranken die ganze Flasche leer, er das meiste). Ich kassierte drei Euro. Ich dachte, drei Euro an deinem Sechzigsten, na schön. Mir wurde klar, dass Jean-Lino Manoscritti einsam war. Eine Art Robert Frank von heute. Mit seinem Kugelschreiber und seiner Zeitung, vor allem mit seinem Hut. Er hatte sich ein Ritual geschaffen, einen eigenen Raum geschaffen, der ihn trug, aus der Zeit herausgelöst. Beim Pferderennen trat er breitschultriger auf, sogar seine Stimme änderte sich.

Mir fiel der Sechzigste meines Vaters ein. Damals aßen wir an der Place de la République eine elsässische Choucroute garnie. Sechzig war das Alter von Eltern. Ein gewaltiges, abstraktes Alter. Jetzt bist du selbst so weit. Wie kann das sein? Eine junge Frau schlägt über die Stränge, wie sie nur kann, zieht aufgebrezelt und in Kriegsbemalung durchs Leben, und auf einmal ist sie sechzig. Joseph Denner und ich gingen fotografieren. Er liebte die Fotografie, und ich liebte alles, was er liebte. Ich schwänzte die Bio-Stunde. Damals hatten wir keine Angst vor der Zukunft. Eine Tante hatte mir eine gebrauchte Konika geschenkt, das wirkte professionell, umso mehr, als ich dazu einen Nikon-Tragegurt abgestaubt hatte. Seine Olympus war keine Spiegelreflex, zum Scharfstellen benutzten wir einen eingebauten Entfernungsmesser. Das Spiel bestand darin, dasselbe Motiv aufzunehmen, im selben Moment, vom selben Standpunkt aus, jeder sein Bild. Wir machten Schnappschüsse auf der Straße wie die von uns bewunderten Großen der Zunft, knipsten Spaziergänger oder die Tiere im Jardin des Plantes neben der Uni, vor allem aber Denners geliebte Pinten am Pont Cardinet, von innen: die Gestrandeten, die Stamm-säufer, die langsam irgendwo hinten in einer Ecke verstei- nerten. Die Kontaktabzüge machten wir bei einem Freund. Dann verglichen wir und entschieden, welche Aufnahme das Vergrößern wert war. Und welche war das? Die mit der besten Einstellung? Diejenige, die eine winzige, unergründ- liche Szene eingefangen hatte? Wer weiß die Antwort? Ich

denke regelmäßig an Joseph Denner. Manchmal frage ich mich, was aus ihm geworden wäre. Aber was hätte schon werden sollen aus einem Typen, der mit sechsunddreißig an einer Leberzirrhose stirbt? Seit das alles passierte, ist er in meinem Kopf sozusagen neu entstanden. Diese kleine Geschichte hätte ihn herzlich zum Lachen gebracht. Der Band *The Americans* hat Bilder aus der Jugend in mir wachgerufen. Wir träumten in den Tag hinein und taten nichts. Sahen den Leuten nach, beschrieben ihr Leben und an welchen Gegenstand sie uns erinnerten, an einen Holzhammer, an ein Pflaster ... Wir lachten. Unter dem Lachen spürten wir einen leicht bitteren Verdross. Ich würde sie gern mal wiedersehen, diese Fotos vom Pont Cardinet. Wir haben sie wohl irgendwann mit alten Papieren weggeworfen. Nach dem Geburtstag in Auteuil schloss ich Jean-Lino Manoscivi ein wenig ins Herz. Dann und wann gingen wir gemeinsam spazieren oder tranken bei Gelegenheit einen Kaffee an der Ecke. Draußen durfte er rauchen, zu Hause nicht. Für mich war er der sanftmütigste Mann der Welt, und ich sehe ihn auch jetzt noch so. Vertraulichkeiten gab es nie zwischen uns, wir blieben immer beim Sie. Aber wir redeten miteinander, manchmal über Dinge, die wir mit niemandem sonst besprachen. Er vor allem. Ich aber auch, bisweilen. Wir hatten herausgefunden, dass wir beide dieselbe Abneigung gegen unsere Kindheit hegten und sie am liebsten mit einem schwarzen Strich ausgelöscht hätten. Eines Tages sagte er über seinen Weg auf Erden, das Schlimmste

ist auf jeden Fall geschafft. Ich sah das auch so. Väterlicherseits war Jean-Lino der Enkel jüdischer Einwanderer aus Italien. Sein Vater hatte als Handlanger in einem Posamentierwarenladen begonnen, sich dann auf Zierbänder spezialisiert und in den Sechzigern ein eigenes Kurzwarengeschäft aufgemacht, einen schmalen Schlauch in der Avenue Parmentier. Die Mutter saß an der Kasse. Sie wohnten einen Steinwurf vom Laden entfernt in einem Hinterhof. Die Eltern arbeiteten schwer und waren nicht gerade zartfühlend. Jean-Lino verstand sich nicht auf die Materie. Er hatte einen viel älteren Bruder mit einer guten Stellung in der Konfektionsbranche. Er selbst bekam keinen Fuß auf den Boden. Irgendwann hatte ihn die Mutter vor die Tür gesetzt. Dann begann er nach einer Konditorenausbildung als Koch, und im optimistischsten Augenblick seines Lebens kam er auf die Idee, ein Restaurant zu eröffnen. Das war hart. Kein Urlaub, nicht genug Umsatz. Am Ende hatte ihm das Arbeitsamt eine Umschulung zum Großhandelskaufmann finanziert, und eine Arbeitsvermittlungsagentur platzierte ihn im Kundendienst bei einem Filialisten für elektrische Haushaltsgeräte. Kinder hatte er keine. Sonst wollte er den Mächten, die sein Leben gelenkt hatten, nichts vorwerfen. Seine erste Frau verließ ihn, nachdem er mit dem Restaurant Pleite gemacht hatte. Als er Lydie kennenlernte, war sie dank einer Tochter aus früherer Ehe schon Großmutter. Seit zwei Jahren kam der Kleine jetzt regelmäßig zu ihnen. Seine Eltern hatten sich unter übelsten

Umständen getrennt, das Jugendum hatte sich einschalten müssen, und beim geringsten Anlass wurde das Kind bei Oma Lydie abgeladen. Jean-Lino hatte sein Zärtlichkeitsbedürfnis nie ausleben können (höchstens mit seinem Kater), und so empfing er Rémi mit offenen Armen und bemühte sich darum, von ihm geliebt zu werden. Ist es vernünftig, sich um das Geliebtwerden zu bemühen? Ist das nicht eine jener Mühen, die von vornherein zum Scheitern verurteilt sind?

Anfangs war es das reine Chaos gewesen. Als das Kind bei ihnen ankam – es war fünf Jahre alt und hatte vorher in Südfrankreich gewohnt –, belegte es Jean-Lino mit geflissentlicher Nichtachtung und heulte los, sobald Lydie verschwand. Ein nichtssagender, etwas pummeliger kleiner Junge, wenigstens hatte er beim Lächeln niedliche Grübchen. Die Eingewöhnung wurde zusätzlich durch Eduardo, Jean-Linos Kater, erschwert, ein unsympathisches Tier, das er in Vicenza irgendwo auf der Straße aufgegabelt hatte und das man ausschließlich auf Italienisch ansprechen durfte. Lydie hatte es verstanden, Kontakt zu Eduardo zu finden. Sie hielt ihm ihr Pendel vor die Nase, und gebannt verfolgte der Kater das Hin und Her des Rosenquarzes (der Stein hatte sich ihr irgendwo in Brasilien *offenbart*). Zum Ausgleich hatte Eduardo gegen Rémi eine sofortige Abneigung gefasst. Wenn der Kleine auftauchte, bauschte er sich zu doppelter Körpergröße auf und fauchte furcht-

erregend. Jean-Lino versuchte, den Kater zur Raison zu bringen, auch wenn niemand sonst ihn dabei unterstützte. Schließlich regelte Lydie die Sache, indem sie Eduardo ins Badezimmer verbannte. Rémi piesackte ihn, indem er durch die Tür sein Miauen nachmachte. Jean-Lino wollte das unterbinden, hatte aber nicht die geringste Autorität. Wenn die Luft rein war, versuchte er, das Tier unauffällig zu trösten, indem er ihm durch den Türspalt ein paar Brocken Italienisch zuflötete. Rémi weigerte sich, Jean-Lino *Opa Jean-Lino* zu nennen. Das heißt, man kann nicht sagen, er weigerte sich, er nannte ihn schlicht und einfach niemals Opa Jean-Lino, trotz Jean-Linos unaufhörlichem *Opa Jean-Lino liest dir eine Geschichte vor* oder *Wenn du schön deinen Fisch aufisst, dann kauft Opa Jean-Lino dir dies oder das*. Rémi scherte sich keinen Deut darum, er fand das offenbar unter seiner Würde. Wenn er ihn ansprechen musste, nannte er ihn eben Jean-Lino, und der fühlte sich törichterweise gekränkt durch diesen jeder familiären Tönung baren Vornamen. Später wechselte er die Strategie und setzte sich in den Kopf, die Gunst des Kindes mit Humor zu erobern. Er brachte ihm Blödsinn bei, von Apokoko über Upikiki bis hin zu Opakaka. Das liebte Rémi. Nicht lange, und er ließ die beiden ersten Versionen aus und wiederholte Opakaka in Endlosschleife, gern mit albern verstellter Stimme oder singend, oder er schleuderte Jean-Lino das Wort direkt ins Gesicht, vorzugsweise draußen und möglichst laut. Ich durfte selbst im Eingang unseres Hauses als Zeugin die-

ses Spektakels herhalten. Jean-Lino sagte gespielt amüsiert, weißt du, wenn man ein Wortspiel zu oft wiederholt, ist es nicht mehr witzig. Er wusste nicht mehr, wie er den Mechanismus abstellen sollte. Je mehr er das Kind zur Vernunft bringen wollte, desto wilder wurde Rémi. Statt zu sagen, etwas sei gut oder nicht gut, sagte er *voll geil* oder *voll ungeil* (von Jean-Lino gelernt?), und manchmal antwortete er *das ist voll ungeil, Opa-Kacka*. Lydie war keine Hilfe, sie beschränkte sich auf die Mitteilung, wie man in den Wald hineinrufe, so schalle es eben heraus. Wenn sie bei Jean-Lino Anflüge von Verzweiflung bemerkte, sagte sie nur, lass den Jungen doch einfach in Ruhe – mit einer nachsichtig-ungeduldigen Betonung im Sinne von, man wird doch ein Opfer großelterlicher Inkonsequenz nicht tadeln wollen. Aus der Rückschau denke ich, sie spürte die Gefahren dieser einseitigen Anhänglichkeit. Ich sollte noch ein Wort zu unserem Hauseingang sagen. Ein länglicher Raum, durch die halb verglaste Eingangsfront fällt das Tageslicht. Der Fahrstuhl liegt der Tür mittig gegenüber. Zur Treppe gelangt man links durch eine etwas zurückgesetzte Tür. Der kurze Flur hinten rechts führt zum Mülltonnenraum. Waren sie zu dritt, so nahm Lydie mit ihrem Enkel den Fahrstuhl, Jean-Lino ging zu Fuß hoch. Wenn Jean-Lino mit dem Kleinen allein war, wollte der unbedingt Fahrstuhl fahren. Wenn man ihn ins Treppenhaus bringen wollte, ließ er sich nur schreiend hineinschleifen. Jean-Lino konnte einfach nicht den Fahrstuhl nehmen. Im Lauf seines Lebens